



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Pancratius Capitolinus : ein Heldengesang in Prosa :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Pancratius Capitolinus

Ein Heldengesang in Prosa von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



Pancratius hatte die Beobachtung gemacht, daß auf allen vier Seiten der Burg, allerdings in ziemlich großer Entfernung von dieser, allnächtlich je ein Wachtposten stand, dessen Aufgabe es war, jeden verdächtigen Vorgang im Innern des Gebäudes dem Offizier zu melden. Trat Regen ein, was in den letzten Tagen und Nächten häufig der Fall gewesen war, so stellten sich die Wachen an Orte, die ihnen gegen die kalte Feuchtigkeit der Herbstnacht Schutz gewährten. Diese Orte waren räumlich ziemlich beschränkt, sodaß die Soldaten immer dieselbe Stellung einnehmen mußten, wenn sie sich gegen den Regen sichern und dabei die ihnen zugekehrte Seite des Burghauses im Auge behalten wollten. Hierauf baute der listreiche Geistliche einen neuen Plan. Er befestigte vor Eintritt der Dämmerung an einem Fenster jeder Seite ein geladnes Pistol, an dessen Zündpfanne er ein Stück Lunte angebracht hatte. Da die Lunten bei allen viereen nahezu gleiche Länge hatten, oder, genauer gesagt, sich in einer bestimmten Reihenfolge abstufte, so mußten, wenn diese Reihenfolge beim Anzünden der Lunten innegehalten wurde, alle vier Schüsse zu gleicher Zeit losgehn. Pancratius richtete die Pistolen sorgfältig auf die vier Stellungen der Wachtposten und sicherte ihre Lage noch besonders durch untergeschobne Stuhllehnen. Von dieser Vorrichtung versprach er sich die beste Wirkung, weniger freilich in mörderischer als in schreckenerregender Hinsicht, da er den Pistolen allein kaum zutrauen mochte, was ihm selber nicht gelang, nämlich einen Feind zur Strecke zu bringen. Er konnte kaum die Nacht erwarten. Endlich glaubte er den günstigen Augenblick gekommen, eilte von Pistol zu Pistol und zündete die Lunten an. Bei der letzten blieb er stehen, beobachtete mit der Uhr in der Hand, wieviel Zeit die Hälfte der Zündschnur zum Berglimmen brauchte, eilte auf den Korridor, wartete den Augenblick ab, der dem Feuerfangen des Pulvers vorausging, blies auf einem Jagdhorne das Signal zum Angriff und rief mit donnernder Stimme: „Gebt Feuer!“

Alles blieb still. Der Kommandant wiederholte den Befehl. Unisoni! Tiefes Schweigen im ganzen Hause. Nur das Schwein unter der Treppe stöhnte im Schlafe, wie von banger Träumen geängstigt. Empört über die Insubordination seiner Truppen rannte Pancratius zu den Pistolen. Die Lunten waren bis zur Pfanne verkohlt und längst erloschen, aber die Zündung hatte überall versagt. Als er der Ursache dieses Mißerfolgs auf den Grund ging, erkannte er, daß es ihm wie schon so manchem großen Feldherrn vor und nach ihm ergangen war: der Sprühregen oder vielleicht auch nur die feuchte Luft hatte das Pulver auf den Pfannen in einen feinen Brei verwandelt! Er nahm sich vor, den Versuch ein andermal unter günstigeren Witterungsverhältnissen zu wiederholen.

Da die Gallier auch am nächsten Tage nichts ernstliches gegen die Burg unternahmen, schöpfte Pancratius Verdacht, der Feind möchte gesonnen sein, ihn auszuhungern. War dies wirklich der Fall, so hatte unser Freund sich auf eine wochen-, vielleicht sogar monatelange Belagerung gefaßt zu machen. Mit einer solchen Entwicklung der Dinge war ihm freilich nicht gedient. Ihm war es um mannhafte

Kampf, nicht um geduldiges Leiden zu thun. Er überlegte, ob er wohl einen Ausfall wagen dürfe, sagte sich aber schließlich selbst, daß er bei einem solchen Wagnis nicht nur das eigne Leben, sondern auch das Besitztum seines Herrn zwecklos auf das Spiel setzen würde.

Am Vorräten zum Teil sehr appetitlicher Natur fehlte es Pancrätius, wie wir wissen, nicht. Es galt nun, hiervon auch die Belagerer zu überzeugen. Er durfte seine Würste und Schinken, sein Sauerkraut und seine Stockfische nicht unter den Scheffel stellen. Um dem Feinde einen Begriff von seinen kulinarischen Schätzen zu geben, beschloß er eine große Ausstellung der schönsten Piecen der Vorratskammer zu veranstalten. Zu diesem Zwecke zog er von einem Mansardenfenster zum andern einen starken Strick, spannte ihn so straff wie möglich und behängte ihn mit den ausserlesensten Stücken. In lieblicher Abwechslung prangten, durch Fleischhaken am Stricke befestigt, Speckseiten, Würste und Schinken auf der dunkeln Hauswand, vergoldet vom Scheine der Abendsonne, die, gleichsam als wollte auch sie sich an diesen Meisterwerken der schöpferischen Natur erfreuen, kurz vor ihrem Untergange aus den Wolken brach.

Kurz vor ihrem Untergange! Während wir diese vier Worte niederschreiben, überfällt uns eine bange Ahnung. Hat die Muse, deren Inspiration wir unsre Feder leihn, auch wirklich nur den Untergang der Sonne gemeint? *Omen non accipimus!*

Die Nacht verfloß still und ereignislos. Pancrätius blieb auf seinem Posten und schlief erst gegen Morgen ein. Da! Was war das? Aus dem Hofe schallten plötzlich Gewehrjalen. Gingen die Belagerer zum Sturm über? War ihnen eine Entzäharmee in den Rücken gefallen? Unser Freund griff zur Entenflinte und stürzte halb schlaftrunken ans Fenster. Er sah wohl zehn Gewehrmündungen nach oben gerichtet. Griffen die Götter selbst in den Kampf ein? Waren Retter in einer Montgolfiere erschienen? Glaubten die Gallier, durch irgend eine Sinnes-täuschung verwirrt, auf dem Dache der Burg Verteidiger zu sehen? In diesem Augenblick krachte eine neue Salve, und vom Triumphgeschrei der Barbaren begrüßt prasselte ein ganzer Regen von Schinken, Würsten und Speckseiten in den Hof hinab. Jetzt wurde dem Belagerten verständlich, welchem Ziele die Salven gegolten hatten. Die tüchtigen Gegner hatten den Strick durchgeschossen, der Pancrätius köstlichsten Besitz getragen hatte! Nun mußte er zusehen, wie heutigetierge Vandalen sich um all die schönen Dinge balgten, mit denen er sein Dasein noch wochen- und monatelang zu fristen gehofft hatte. Was sind Vorsätze, was sind Entwürfe!

Ohne an seine eigne Sicherheit zu denken, die in dieser Minute freilich auch weniger gefährdet war als je, blieb unser Freund am Fenster stehn und schaute auf das Gewirr raffender Hände hinab. In diesem Gewirr waren zwei zu kurz gekommen, und diese zwei gehörten dem Friedensengel. Eine Leberwurst, die er nach heißem Ringen glücklich erhascht hatte, wurde ihm mit brutaler Gewalt buchstäblich vor dem Munde weggerissen. Ohne Püffe ging es ohnehin nicht ab, und so stand der arme Flachskopf, seines Raubes beraubt, mitten im Hofe und schaute wehmütig zu der Höhe empor, aus der ein so reicher Segen auf Gerechte und Ungerechte herabgekommen war. Pancrätius, in dessen Riesenkörper das Gemüt eines Kindes wohnte, und der sein gutes Herz auch in dieser kriegerischen Zeit nicht verleugnete, empfand mit der Jammergestalt dort unten aufrichtiges Mitleid. Dieser Mann, den das Schicksal ausersehen hatte, auf jene historische Frage in der Sprache Latiums die historische Antwort zu geben, er sollte darben, während das gemeine Kriegsvolk im Überflusse schwelgte! Das durfte nicht geschehn. Gab es im Himmel keine Gerechtigkeit mehr, er, Pancrätius Sackmann aus Daun wußte, was er zu thun hatte! Er eilte in die Vorratskammer, wählte aus dem, was ihm geblieben war, den größten Schwarzmagen aus, kehrte zum Fenster zurück und warf ihn dem freudig Erschrocknen vor die Füße. Dieser raffte ihn auf, suchte und fand den

Spender der edeln Gabe und dankte, indem er unter zahlreichen Verbeugungen die Jakobinermütze vom Kopfe riß. Dann holte er ein Messer hervor, schnitt sich ein tüchtiges Stück des Schwartemagens ab und verspeiste es stehenden Fußes, wohl von dem Gedanken geleitet, daß ihm das, was er seinem eignen Magen einverleibt habe, weder Feind noch Freund rauben könne.

Und wie jede That, sei sie nun gut oder böse, unvorhergesehene Folgen zeitigt, so geschah es auch hier. Es war, als habe Pancrätius dem armen Männlein statt des Schwartemagens sein eignes Herz zugeworfen. Jedenfalls war etwas Wunderbares geschahn, denn von diesem Augenblick an besaß Rom mitten im Lager der Gallier einen geheimen aber desto treuern Bundesgenossen. O Schickal, wie klein sind die Mittel, deren du dich zu deinen größten Werken bedienst!

Der Kommandant der Schweppenburg glaubte die Schlappe, die ihm der Feind durch Wegnahme seiner schweinernen Quirlande beigebracht hatte, auf irgend eine Weise wieder gutmachen zu müssen. Die Belagerer sollten merken, daß im Kastell noch immer Überfluß herrsche. Aber wie konnte Pancrätius ihnen dies beibringen, ohne den Rest seiner Vorräte zu gefährden? Auch hier wußte Odysseus in der Soutane Rat. Der traute Genosse seiner Einsamkeit, das wohlgenährte Sorgenkind der guten Stina mußte einspringen. Nicht sein Leben, nur seine Ruhe sollte es dem Wohle des Vaterlands opfern. Und dieses Opfer war für ein Tier von so phlegmatischem Temperament wahrlich groß genug. Wie alle Schweine so hatte auch das der Schweppenburg seine Eigenheiten. Es war sogar ein charaktervolles Schwein, kein Herdentier wie so viele seinesgleichen, sondern eine Schweineindividualität. Es gab sich keinen tiefsinnigen Betrachtungen hin, die nur störend auf die Verdauung wirken, es beschäftigte sich auch nicht damit, den Zweck seines Daseins zu ergründen, es kannte nur die eine Aufgabe: sich auszuleben. Unter diesem Sichausleben verstand es zwei Beschäftigungen: schlafen und fressen. Es hatte von dem goldnen Worte *mens sana in corpore sano* wahrscheinlich noch nie etwas gehört, aber es beherzigte dieses Wort instinktiv, im Gegensatz zu vielen Menschen, die es im Munde führen und dennoch auf ihre Gesundheit loswüten. Und weil seine Seele gesund war, so durfte es sich auch rühmen, frei von Leidenschaften zu sein. Der Zorn, der so manchen Edeln schon zu Falle gebracht hat, war ihm fremd. Es wollte mit sich und der Welt in Frieden leben. Und das war ihm bis zu dieser Stunde geglückt. Nun aber kam ein Mensch, den es nie beleidigt hatte, knüpfte ihm einen Strick an den linken Hinterfuß und riß es mit übermenschlicher Kraft von seiner weichen Lagerstatt empor. Im süßesten Verdauungsschlummer gestört taumelte es rückwärts; Schreck und Schmerz malten sich in seinen Zügen. Und es that, was jeder andre in seiner Lage auch gethan haben würde: es stieß einen langgezognen Schrei aus, keinen Schrei des Zornes, sondern einen Schrei des Schmerzes und des getäuschten Vertrauens, einen Schrei, der vom Herzen kam und zum Herzen ging. Aber Menschenherzen sind erbarmungslos, und so riß der Mann denn fort und fort, ob sich das Tier auch dagegen anstemmen mochte, so sehr es konnte. Was blieb ihm da übrig als weiter zu schreien? Und so schrie es wohl zehn Minuten lang zum Wohle des Vaterlands. Denn unten im Backhause saß der Feind und lauschte auf die Jammertöne und ließ alle Hoffnung fahren, eine Burg auszuhungern, deren Besatzung seiner Überzeugung nach soeben noch ein Schwein geschlachtet hatte.

Wäre der Krieg nichts weiter als ein Kampf der Leiber gegen Leiber, der rohen Gewalt gegen rohe Gewalt, so wäre er das verächtlichste aller Dinge. Aber in unsern Zeiten ist er zugleich ein Wettstreit der Geister, ein Kampf des Scharfsinns gegen Scharfsinn, der List gegen List. Und das ist es, was den Krieg adelt.

Wir müssen bei aller Teilnahme, die wir Pancrätius Sackmann zollen, gerecht sein und zugestehn, daß auch die Franzosen die Waffe des Scharfsinns zu führen vermochten. In der nächsten Nacht — es war die nebligste des ganzen Herbstes —

vernahm unser Freund am „Portale“ wieder das wohlbekannte unheimliche Geräusch. Kein Zweifel: der Hebel war wieder in voller Thätigkeit! Als er die erste Basaltladung hinabgesandt hatte, hörte das Knarren und Ächzen des Hebels auf. Statt dessen dröhnte ein Stoß gegen die Thür, daß die Burg in ihren Grundfesten erbebte. Der Feind schien eingesehen zu haben, daß er mit dem Hebel nicht zum Ziele komme, und nun auf das einfachere Mittel des Zertrümmerns der Thür durch Kolbenstöße oder Artthiebe zurückzugreifen. Desto besser für Pancratius! Je mehr sich die Gallier dem „Portale“ näherten, desto mehr setzten sie sich dem Steinhagel aus, den er unermüdblich auf sie herabsandte. Und wie er aus dem furchtbaren Jammergeächrei, das jedem Wurf folgte, merken konnte, mit höchst erfreulichem Resultate! Die Mehrzahl der Feinde mußte schon tot oder kampfunfähig sein, aber dennoch gaben die übrigen die Ausführung ihrer Absicht nicht auf. Im Gegenteil: Mut und Rachedurst schien sie zu immer größeren Anstrengungen anzuspornen! Stoß auf Stoß krachte gegen die Thür, Steinladung auf Steinladung saufte hinab, Wehegeschrei auf Wehegeschrei schallte zu den Ohren des fieberhaft thätigen Verteidigers empor. Er fühlte nichts von der Last der Steine, es war, als ob Herkules Sarganus seinen Arm stärke. Die Munition schmolz von Minute zu Minute zusammen. Er achtete dessen nicht. Der letzte Stein mußte ja auch den letzten Gallier treffen. Hinunter damit!

Der Stein fiel, aber die Stöße gegen die Thür, obgleich erheblich schwächer als zu Anfang, hörten nicht auf. Also mußten noch einige der Barbaren am Leben sein. Pancratius fühlte, daß die Stunde der Entscheidung nahe. Er sah sich nach neuen Wurfgeschossen um. Was im Bereiche seiner Hände war, saufte in die Tiefe. Tische und Stühle, Rannen und Krüge, Lampen und Leuchter, sogar die Stubuhr und eine eiserne Kaffette nahmen denselben Weg. Wie ein Ertrinkender nach schwimmenden Planken, so sah sich unser Freund nach Verfbarem um. Aus allen Zimmern schleppte er seine Geschosse herbei. Die Küche bot noch die reichste Ausbeute. Töpfe und Tiegel, Kasserolen und Bratpfannen schmetterte er hinab. Teller flogen gleich duzendweise. Und alles, alles schien zu treffen, kein Wurf seinen Mann zu verfehlen. Wäre Pancratius bei kühler Besinnung gewesen, er hätte sicherlich gemerkt, daß zum mindesten zwanzigmal mehr Feinde erschlagen sein mußten, als überhaupt vorhanden gewesen waren. Aber er war leider nicht mehr bei kühler Besinnung. Zum dritten und vierten male rannte er von Zimmer zu Zimmer. Da stieß er auf den Sorgenstuhl, den er in der Aufregung bis jetzt übersehen hatte. Er faßte ihn mit nervigen Armen und trug ihn zum Fenster. Aber — o Schreck! — für die schmale Öffnung war das Möbel viel zu groß! Dies raubte dem Verzweifelnden den letzten Rest der Fassung. Und als in diesem Augenblick ein neuer furchtbarer Stoß gegen die Thür dröhnte, verlor er so vollständig den Kopf, daß er in seine Schlafkammer eilte und mit Federbetten und Kissen schwer bepackt zurückkehrte. Raun hatte er diese hinausgeschleudert, so kam ihm auch schon das Zwecklose, ja Lächerliche seines Thuns zum Bewußtsein. Doch was war das? Auch jetzt gellte wieder ein Schmerzensschrei aus der Tiefe empor. Sollten wirklich Federbetten eine so tödliche Wirkung ausüben?

Er konnte sich nicht enthalten, sich aus dem Fenster zu beugen und, so weit es der herandämmernde Morgen erlaubte, hinabzuschauen. Was er zunächst sah, war ein Chaos von Pflastersteinen und mehr oder minder nützlichen Gegenständen, in welchem Umkreise um das „Portal“ verstreut und stellenweise zu förmlichen Hügeln aufgeschichtet. Was er sodann bemerkte, war ein Gerüst aus zwei Paar kreuzweise verbundenen Stangen, die einen Querbalken trugen. An diesem Querbalken hing, von starken Stricken gehalten, ein langer Baumstamm, von dessen hinterm Ende eine Anzahl Seile ausgingen und sich in dem Nebel verloren. Aber weit und breit kein starrer Leichnam, kein wimmernder Verwundeter!

Jetzt setzte sich der Baumstamm, von unsichtbaren Händen gezogen, in Be-

wegung, wich langsam zurück und prallte, plötzlich losgelassen, wuchtig gegen die Thür. Pancratius traute seinen Augen nicht. Das war eine antike Belagerungsmaschine, der echte aries der Cäsarianischen Legionen!

Und der antiquarische Anteil, den unser Freund an der Vorrichtung nahm, gab ihm seine Fassung zurück. Er erkannte, daß er besiegt worden sei, nicht durch die brutale Gewalt barbarischer Horden, sondern durch die überlegene Kriegskunst römischer Feldherren. Und er verstand plötzlich das große Wort, Rom könne nur durch Rom zu Falle gebracht werden.

Was blieb ihm jetzt noch übrig, als mit antiker Gelassenheit dem unabwendbaren Schicksal entgegen zu sehen? Er wollte wenigstens mit Würde sterben. Während die Thür unter den Stützen der Belagerungsmaschine zersplitterte, und durch die Bresche das Triumphgeschrei der Barbaren ins Haus scholl, trug Pancratius seinen Sorgenstuhl in die Bibliothek, stellte ihn an die Seite des Altars, ersetzte das fehlende Bein durch zehn Bände des Livius und ließ sich auf dem Sitze nieder. Unbeweglich, wie ein Bild aus Marmor, saß der besiegte Held da, keine Wimper zuckte, keine Miene regte sich. So hatten einst die römischen Senatoren auf ihren kurulischen Stühlen die Ankunft der Gallier erwartet. Das Auge mit verklärtem Glanze auf den Altar des Mars Militaris, des Hercules Saganus und des Genius des Ortes gerichtet, lauschte der große Mann auf den Lärm, der immer näher kam. Er vernahm, wie die Eindringlinge plündernd von Zimmer zu Zimmer polsterten, wie sie Truhen erbrachen und Schränke umstürzten. Die Minuten schienen dem Harrenden zu Stunden zu werden. Endlich, endlich wurde die Thür aufgerissen; unser Freund holte noch einmal tief Atem, schloß die Augen und erwartete den Todesstreich.

* * *

Menschen, die durch irgend einen unglücklichen Zufall bis hart vor die Thore des Schattenreichs befördert, dann aber den Armen des Todes glücklich entrispen worden sind, erzählen, daß, kurz bevor sie das Bewußtsein verloren, ihr ganzes Leben blitschnell an ihrem Geiste vorübergezogen sei. Ähnlich erging es auch unserm Freunde, der auf seinem kurulischen Stuhle sitzend bei vortrefflicher Gesundheit und ganz leislichem Allgemeinbefinden von der kalten Hand des Todes berührt zu werden erwartete. Er sah sich wieder in der heimatischen Dorfschule, einen jungen Niesen unter Pygmäen, die seine Gutmütigkeit benutzten, ihn von früh bis spät zu necken, bis es ihm einmal plötzlich zu toll wurde, und er den ärgsten seiner Peiniger, ein winziges flachsblondes Büblein, am Krage faßte und aus dem Fenster des alten Renthauses, in dem die Schule untergebracht war, mit steifem Arme hinaushielt. Und er sah, wie das Büblein über dem Abgrunde baumelnd die Augen schloß, und wie ein Bittern den dürftigen Körper durchlief, und wie er selbst dann, von Mitleid mit dem armen Sünder übermannt, den Ohnmächtigen ins Zimmer zurückzog und ihm, nachdem er ihn durch Schütteln und Reiben wieder zum Dasein erweckt hatte, als Entschädigung für die ausgestandne Angst die schönsten Birnen aus dem Pastoratsgarten zu stehlen versprach.

Von diesem Augenblick an waren der Niese und der Zwerg unzertrennliche Gefährten, bis das Leben sie auseinanderriß. Ob der Kleine wohl noch lebte? Diese Frage erschien unserm Freunde jetzt, wo er sich selbst zum Sterben bereitete, mit einemmal außerordentlich wichtig. Jahrzehntelang hatte er des Spielgefährten nicht gedacht, und in diesem Augenblick mußte sich das gebrechliche Männlein zwischen ihn und den Tod drängen!

So aufgereggt war die Phantasie des geistlichen Herrn noch nie gewesen! Er glaubte sogar die Stimme des Schulkameraden zu vernehmen. Nein — das war mehr als das Truggebilde eines überreizten Hirns, das war höllischer Spuk: Pancratius schlug die Augen auf und sah das flachsblonde Männlein in leibhaftiger Gestalt vor sich stehn.

Und das Männlein schob die Brille auf die Stirn, breitete beide Arme aus und eilte unbekümmert um die Donnerrohre, die ihm bei dieser gewaltsamen Bewegung aus dem Gürtel glitten und auf die Dielen polterten, mit dem Rufe: Pancrätius — du bist es wirklich! O, meine Ahnung! auf den Todeskandidaten zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und schaute dem Sprachlosen lange mit weit aufgerissenen Augen ins Gesicht.

Der große Mann im Sorgenstuhle erwiderte den prüfenden Blick und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß in dem flachblonden Haar des Zwergs schon mancher Silberfaden schimmerte, und daß sich die Falten und Fältchen des von jeher wellen Anfluges um manche tiefe Furche vermehrt hatten. Es war der Gefährte seiner Jugend und wars doch wieder nicht. Das beruhigte ihn. Denn, so sagte er sich, hätte der Teufel ihn in dieser Gestalt berücken wollen, so würde er die Maske des Knaben gewählt haben, die ihm, Pancrätius, wohlbekannt war, nicht aber das halbverblühte Konterfei des Freundes, das jetzt vor ihm stand, und worin er den längst Vergessenen wohl schwerlich wiedererkannt hätte, wenn dieser nicht zufällig gerade vorher vor seiner Erinnerung aufgetaucht wäre.

Du bist es, Martinchen Mertens? Und noch dazu im Lager der Gallier? Der königsmörderischen Barbaren? fragte er mit einem Tone, worin zugleich zärtliche Rührung und maßlose Verachtung lag.

Martinchen schien nur das Letzte herauszuhören.

Ich schwöre dir, Pancrätius, ich bin am Tode des Bürgers Capet unschuldig. Ich lechze nicht nach Blut. Ich trage diese Waffen da — er stieß mit der Spitze seines Stiefels geringschädig gegen die Pistolen — nicht einmal freiwillig. Man hat mich gezwungen, mitzugehn, weil man sich meiner Kenntnisse bedienen wollte.

Es hätte dieser Versicherungen nicht bedurft. Martinchen sah wirklich nicht aus, als ob er das Bedürfnis habe, in Fürstenblut zu baden.

Weil man sich deiner Kenntnisse bedienen wollte? Der Riese sprach diese Worte mit einem ungläubigen Lächeln. Bist du denn nicht Bauer geworden, wie dein Vater?

Der Zwerg sah an seiner Gestalt hinunter und streifte die Ärmel des braunen Rockes empor, daß die dünnen Arme sichtbar wurden.

Hätte ich mit diesen Armen den Pflug führen können? Nein, Pancrätius, das glaubst du selbst nicht. Ich sollte Schneider werden, aber dagegen sträubte sich mein Gefühl. Dazu war mir auch mein Kopf zu gut. Du mußt nämlich wissen, Pancrätius: der Kopf ist das Beste an mir. Mit einem solchen Kopf kann man ein großer Mann werden. Wir Dauner haben der Welt ein Geschlecht von Feldherren gegeben. Gut. Das ist etwas für Kriegszeiten. Ich sagte mir: Sollen die Dauner in Friedenszeiten müßig sein? Haben wir nicht vor allen andern die Verpflichtung, am Werke friedlicher Kultur mitzuarbeiten? Und weil ich wußte, daß gerade ich hierzu berufen war, wurde ich Gelehrter.

Du — Gelehrter?

Schulmeister in Neumagen an der Mosel. Aber kein gewöhnlicher Batelschwinger, sondern einer, der seinen *Libium latino* liest und der Präzeptor bei den Söhnen des Grafen von der Leyen geworden sein würde, wenn die Franzosen nicht ins Land gekommen wären. Meine Kenntnisse haben mich ins Unglück gebracht. Ich ließ mich verleiten, den General Lesebvre bei seinem Einzuge in Neumagen mit einer Ode in sapphischen Strophen zu begrüßen. Er ließ mich am andern Tage in sein Quartier rufen und erklärte mir, ein Mann wie ich sei verpflichtet, der gerechten Sache zu dienen. Ja, siehst du, Pancrätius, das thue ich nun, aber, unter uns gesagt, ein Vergnügen ist das gerade nicht.

Und wie dienst du dem, was ihr gerechte Sache nennt?

Als Dolmetsch. Sieh mich nicht so zweifelnd an, Pancrätius! Ich diene wirklich der gerechten Sache, freilich in anderm Sinne, als Lesebvre es meint. Ich suche

zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln. Und ich darf wohl behaupten, daß ich manches Mißverständnis aufgeklärt und manches Schlimme verhindert habe. Es würde mehr Blut zum Himmel schreien, wenn ich mit meinen Kenntnissen nicht jederzeit für die Gerechtigkeit eingetreten wäre. Lefebvre, in dem ich einen Gönner, ja ich darf wohl sagen: einen Freund verehere, ist übrigens kein Unmensch. Er haßt alles nutzlose Blutvergießen und schätzt die Segnungen der Kultur. Er hat mir sogar versprochen, meine Ode zu lesen, sobald wir erst wieder Frieden haben werden.

Pancratius folgte den Worten seines Jugendfreundes nur mit halbem Ohr. So sehr ihn das Wiedersehen freute, so sehr ernüchterte ihn der Gedanke, daß die historische Antwort auf die historische Frage nun eine so einfache und höchst prosaische Erklärung gefunden hatte. Er begann ernstlich an seiner großen Mission zu zweifeln. Ihm war, als habe ihn das Schicksal gründlich zum Narren gehabt.

Der Flachskopf zog sein Messer hervor und trennte die Schnur ab, mit der das Polster des Sorgenstuhls eingefast war.

Und nun, lieber Pancratius, sagte er mit großer Gemütsruhe, hast du wohl die Freundlichkeit, dich fesseln zu lassen. Du bist mein Gefangener. Sei vernünftig und leiste keinen Widerstand. Sieh, Leutnant Saint-Lambert hat geschworen, dich künftigen zu lassen, falls du dich auch nur im geringsten widersetzen solltest. Und damit kann dir doch nicht gedient sein. Nehme ich dich gefangen, so kann ich meinen Einfluß bei Lefebvre zu deinen Gunsten geltend machen. Und dann, Pancratius, wäre die Sache auch für mich von großem Nutzen. Eine solche That würde Aufsehen erregen. Man würde mich zum Hauptquartier versetzen. Und dann, das kannst du mir glauben, würde der Krieg bald beendet sein. Ich würde eine friedliche Auseinandersetzung zwischen Frankreich und den Verbündeten anbahnen.

Und während er das alles sagte, sah das arme Männchen den Riesen so bittend an, daß dieser ihm ruhig seine Hände zur Fesselung darbot. Es war ein Anblick für Götter, als der gewaltige Mann, von einem Zwerge an einer Polsterschnur geführt, die Treppe hinabstieg. Drunten auf dem Vorsaale stieß das seltsame Paar auf den Leutnant. Dieser prallte zurück, als Pancratius in seiner ganzen Größe vor ihm stand. Für so groß hätte er den Gegner nie gehalten. Der Vorsicht halber rief er zwei der stärksten Soldaten herbei und ließ sie den Gefesselten ins Backhaus führen. Aber Martinchen protestierte hiergegen auf das entschiedenste.

Dieser Mann ist mein Gefangener, Bürger Saint-Lambert, sagte er, ich habe mich seiner bemächtigt, ich werde ihn auch zu bewachen wissen.

Und während Pancratius dem Backhause zuschritt, wandte sich der Kleine hinter dem Rücken des Gefangenen um und machte dem Offizier bedeutsame Zeichen, unter denen ein mehrmaliges Betupfen der Stirn das verständlichste war. Saint-Lambert nickte und gab den Soldaten den Befehl, sich von außen vor die Thür des Backhauses zu stellen und den Verrückten scharf zu bewachen. Zugleich sandte er einen Boten nach Andernach, um sich von seinem Vorgesetzten Instruktion zu erbitten, wie in diesem speziellen Falle mit dem Gefangenen zu verfahren sei.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Grenzboten als „Offiziöse.“ Nach mehr als vier Wochen, erst in der Nummer vom 28. Mai, haben die Hamburger Nachrichten eine Erwiderung auf unsern Artikel über die englische Politik des Fürsten Bismarck vom 25. April Grenzboten II 1901